Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 3

Artikel: Getreidemonopol
Autor: Ziegler, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759963

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Getreidemonopol

Von E. Ziegler

To be or not to be, that is the question.

Ich habe leider keinen Hobbes zur Hand, aber, wenn ich mich nicht gröblich täusche, stammt doch wohl aus seinem *Leviathan* der Ausdruck: der Staat sei « ein bösartiges und stupides Ungeheuer ». Sicher aber ist uns allen Jakob Burckhardts Satz geläufig, dass alle Macht an sich böse sei.

Jener Hobbes hat mir schon auf dem Gymnasium einen nachhaltig unheimlichen Eindruck gemacht mit seiner zynischen Kapitulation vor der Idee der staatlichen Allmacht. Doch ist er nicht allein schuld daran, sondern mehr so ziemlich alles was ich seither gelernt und erfahren, die ganze Entwicklung von Urteil und Empfindung haben mich zu einem Gegner des Etatismus in jeder Form gemacht. Und tat man auch, wie jeder andere, mit den Jahren etwas Wasser in den Wein seiner Überzeugungen, so bin ich noch heute der auf dem Kontinent ketzerischen angelsächsischen Meinung, es sei der Staat für den Menschen da und nicht der Mensch für den Staat.

Da habe ich nun schon mehr als einem Freunde aus der Geschäftswelt Rede stehen müssen, der mich dato auf schreienden Verstößen gegen meine Grundsätze von Freiheit, Individualismus und Persönlichkeit behaftete.

Also denn: just weil ich mit meinem Prinzip durchs Leben gehen möchte, mag ich's auch nicht zu Tode reiten. So habe ich für die Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung gesprochen und gestimmt und so spreche, schreibe und stimme ich für das Getreidemonopol.

« Erst leben, dann philosophieren, » sagt der Lateiner: erst das Leben, die Menschen, dann die Theorien und Prinzipien.

Man hat sich ja nun lange und von allen Seiten um eine monopolfreie Lösung der Getreidefrage bemüht und namentlich seitens der landwirtschaftlichen Autoritäten und Kreise, wo man sich gut genug bewusst, dass der Bauer selber nichts weniger ist als ein Etatist. Er weiß warum, ist er doch als der gebundenste das erste Opfer aller Auswüchse, und hätte er's nicht von den Jahrhunderten her im Blut, so hätten's ihn die Kriegs- und Nachkriegszeiten gründlich genug gelehrt. Allein keiner dieser Lösungsversuche hat eine restlose Befriedigung ergeben für das unabweisbare Bedürfnis. Es wäre zweifelsohne zu begrüßen gewesen, nein,

nicht nur das, es hätte unbedingt den Vorzug verdient, wenn das, was wir haben müssen, uns auf anderem Wege hätte verbürgt werden können.

Die Frage ist also nicht mehr: Monopol oder nicht Monopol? Wenn der Notwendigkeit nicht anders begegnet werden kann, als durch das Monopol, dann bleibt dem unbedingten Gegner desselben eben nichts anderes übrig, als, statt das Wie das Was unter die Lupe zu nehmen, beziehungsweise seine Bedeutung darauf einzuschätzen, ob es den Preis: das Monopol, oder sagen wir einmal, da es sich doch um einen fundamentalen Grundsatz handelt: das Opfer wert ist, ob es wirklich eine Notwendigkeit ist. Wenn ja – wenn es um unser nationales Leben geht –, dann: Notwendigkeit kennt keinen Preis, Not kennt kein Gebot.

Steht es so?

Um was geht es?

Es geht – wenn man will – um zweierlei und letzten Endes doch nur um eines. Es geht um Schweizerland und Schweizervolk. Die Kernfrage, die ökonomisch-sozialpolitische, man darf wohl, wo es Daseinsform und -Bedingung eines Lebendigen betrifft, sagen: die biologische ist für viele maskiert durch die unmittelbar militärische.

Ich sage: für die meisten stellt sich die Frage so: haben wir unter die integrierenden Maßnahmen für unsere Landesverteidigung die Sicherung der Brotversorgung mit einzubegreifen? Diejenigen, welche fortan Kriege für ausgeschlossen halten, stellen diese Frage nicht mehr. Man kann aber ein überzeugter Gläubiger der Völkerbundsidee und des bestehenden Völkerbundes in concreto sein und doch, angesichts des erfahrungsgemäß langsamen und vielgestörten Aufbaus beispielsweise nur schon unserer kleinen Schweiz, mit einem langen Leidensweg von Ernüchterungen und Rückschlägen rechnen und das Tempo im Abbau aller Sicherungen nach den Geboten einer realistischen Vorsicht richten wollen. Sollte gegen alle Voraussicht noch einmal Krieg um unsere Grenzen toben, ist je nach der Gruppierung der Kriegführenden unsere Ernährung durch Nachbarn und hinter ihnen liegende Abgeber einseitiger bedingt, beengt, in einem nicht vorauszusehenden Maßstab beeinträchtigt, gefährdet. Dann werden wir vorsichtshalber die Mobilisierung der landwirtschaftlichen Nichtkombattanten wiederholen müssen.

Ist es nun aber ganz ausgemacht, ob nur Krieg uns in diese Notlage bringen kann? Können nicht Katastrophen, welche vorderhand noch jenseits unseres Denkens liegen, die Ernährungsordnung der Welt eingreifend und mehr oder weniger vorübergehend gefährden? Naturereignisse, monströse Umwälzungen von Völkern und Ländern, wie wir letztere

mit Russland, einem Welternährungsfaktor ersten Ranges, erlebt haben? Unwahrscheinlich, noch mehr als ein neuer Weltkrieg. Zuzugeben. – Aber nicht ausgeschlossen. Und wenn die unwahrscheinliche Notlage eintritt? Es kann einmal jeder fremde Helfer, wie wir ihn letztesmal schließlich noch fanden, ausbleiben. Dann wird es Zeitgewinn, möglicherweise die Rettung überhaupt bedeuten, ob wir eine Versicherung haben, ob die Prämie bezahlt ist.

Können, wollen wir die Prämie bezahlen?

Eine Heimat ist eigentlich nur die, wo wir auch im Notfall und dann erst recht geborgen sind. «Tja, mein Gutester,» entgegnet der volkswirtschaftliche Rechenmeister von anderer Seite, »wenn die Prämie zu teuer kommt, da hört der Export auf, und wenn er uns nichts mehr hereinverdient, dann müssen wir uns selber exportieren, expatriieren, dann kann uns die traute Heimat schon in ruhigen Zeiten nicht mehr behalten.»

Und so dringen wir von der militärischen Frage zur andern vor; ob mit Recht die Kernfrage benannt, mag sich nun zeigen.

Als unsere Landwirtschaft für die Brotversorgung mobilisiert werden musste, war der schweizerische Getreidebau, ineinandergerechnet, bis nahe an die Grenze der Bedeutungslosigkeit zurückgegangen, aber vorhanden war noch die Landwirtschaft, war der Bauernstand. Es wäre nicht überflüssig, aber die gebotene Kürze dieser Aussprache erlaubt es nicht, die damalige Leistung zum so und so vielten Mal zu qualifizieren.

Werden wir der Landwirtschaft und dem Bauernstand von 1914 wieder begegnen – wenn es sein sollte?

Das wird davon abhängen, ob sie sich zum extensiven Betrieb zurückentwickeln müssen, oder ob, unsern ausgezeichneten landwirtschaftlichen Bildungsanstalten und Organisationen entsprechend, eine intensivere Bewerbung des Bodens und auch der Lebware zu erreichen ist. Unter intensiv verstehe ich nämlich nicht ein besinnungsloses Antreiben des Grünfutters mit Gülle und Kunstdünger, des Milchertrages im Winter durch fanatische Kraftfutterwirtschaft. Durch die draufgängerische Vermehrung des Grünfutterertrags wird hinsichtlich der Verkäsung immer fragwürdigeres, weil abnormal gewachsenes Milchprodukt, durch die teuren Kraftfuttermittel die Quantität der weniger geschätzten, schwerer absetzbaren Winterkäse gesteigert. Das ist ein Wettrennen zum Abgrund. Denn das erstklassige, auch heute noch in der Welt konkurrenzlos dastehende Produkt hat Voraussetzungen an Klima, Bodenbeschaffenheit und Besitz- respektive Lieferungsgruppierung, welche nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Schweiz aufweist. Der große Rest aber produziert

zweite bis dritte Qualität, und die sind der italienischen, französischen, finnischen, amerikanischen Konkurrenzware heute nicht mehr überlegen. Außerdem wirkt sich die Valuta zu unsern Ungunsten aus.

Warum denn aber diese wütige Milchproduktion? Weil Bargeld möglichst regelmäßig und sicher eingehen muss. Bargeld gibt ihm die Milch und nur die Milch monatlich. Bargeld benötigt eben der Bauer vielmehr als früher: er muss mehr und bei größerer Verteuerung als die seiner eigenen Produkte kaufen, immer höhere Löhne zahlen (respektive rechnen) und vor allem die Schulden verzinsen, deren Verhältnis zum landwirtschaftlichen Besitz ein abenteuerliches genannt zu werden verdient und doch schließlich zum kleineren Teil von dem berüchtigten unüberlegten Kaufen stammt, meist aber von langen Wurzeln her kommt. Die Mast, ungefähr die Hälfte des prozentualen Anteils der Milchwirtschaft am ganzen Ertrag, kann, vom Importvieh und -Fleisch zum fragwürdigen Risikogeschäft heruntergedrückt, nicht das Sicherheitsventil gegen die Milchschwemme bilden, als welches sie wertvolle Regulierungsdienste leisten könnte. Der Zuchtviehexport liegt ebenfalls aus Valutagründen darnieder.

Auf diesen zusehends degenerierenden Füßen steht zu 60% die schweizerische Landwirtschaft (die Schweinehaltung, gegen 14%, ist, soweit sie über die Selbstversorgung hinausgeht, eine Spekulation). Dem steht – jetzt noch garantiert – der Getreidebau mit 3,5% gegenüber (1925).

Was bringt die Liquidation, der diese Verhältnisse zudrängen? Abwanderung binnen zehn bis zwanzig Jahren von 30,000 bis 50,000 Familien, in die Städte, wenn sie sie aufnehmen können; wenn nicht, ins Ausland. Dann kann ein verhältnismäßiger Großgrundbesitz mit numerisch stark begrenztem ländlichem Proletariat von zusammengelegten Höfen aus eine Gras- und Weidewirtschaft betreiben und bestehen. Um die Industriezentren herum wird umgekehrt das Land stark parzelliert in die Hände des Arbeiters gelangt sein, mit dessen Angeboten heute schon auch der wohlhabende Bauer nicht mehr konkurriert.

Ist nun die garden-city ein gewiss erstrebenswertes Ziel, so wäre wohl auch dem treu gebliebenen Bewerber der Scholle seine Heimat zu gönnen.

Wenn statt der Rückkehr zur vorkriegszeitlichen überhandnehmenden Gras-, Vieh- und Milchwirtschaft die intensive Bewerbung, die Wechselwirtschaft mit Klee, Getreide, Kartoffeln (jetzt 5%) und andern Hackfrüchten verfolgt wird, dann wird der uferlose Milchstrom in weisen, den Preis eines Hauptlebensmittels immer noch gesund haltenden Massen bewahrt, dann sind auch mehr Arbeitskräfte auf dem Lande beschäftigt,

weil gleichmäßiger durchs Jahr verwertbar. Die Voraussetzung dazu ist die Sicherung des Arbeitsertrages auf dem Acker. Wein- und Obstbau lassen sich bestenfalls noch halten, wie sie stehen. Geflügelhaltung und Gemüsebau (4½ und 2½%) ließen sich im Zusammenhang mit der Wechselwirtschaft noch spürbar heben. Wer in Bern die gewaltige Maschinenhalle der Ausstellung, die Chemie und Technik im Dienste der Milchwirtschaft usw. auf sich hat wirken lassen, der weiß, dass mit der Sanierung, mit der Rettung der Landwirtschaft ein ganz bedeutendes Stück der nationalen Industrie, vom kleinen Gewerbe nicht zu sprechen, steht und fällt. Die Bedingung, der Preis für diese Rettung ist das Getreidemonopol, das allein dem Getreidebauer einen sicheren Lohn seiner Arbeit verbürgt, während er die Schwankungen des Weltmarktes nicht zu ertragen vermöchte, der Unterbietung durch die fremde Massenproduktion unterliegen müsste.

Fragt euch nicht, ob ihr das Monopol wollt!

Fragt euch, ob ihr eine schweizerische Landwirtschaft, einen schweizerischen Bauernstand haben müsst oder nicht. Ihr steht am Scheideweg. Wenn ihr in zwanzig Jahren einseht, dass ihr heut irre gegangen, dann könnt ihr nicht mehr zurück.